

Im Lärchenhubel : Roman [Fortsetzung]

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XLIII. Jahrgang

Zürich, 15. Februar 1940

Heft 10

Der Sinn des Lebens.

Die Ewigkeit vorüberzieht,
in Tag und Nacht gekleidet,
in Sturmgebraus, in Glanz und Lied,
wenn sie als Frühling scheidet,

Wenn sommerliche Rosenpracht,
wenn Herbstgold sie verschwendet,
wenn sie in starrer Winternacht
das müde Jahr vollendet —

So Bild an Bild, und nie genug
an Farbe, Klang und Leben . . .
Was kann dem wirren, bunten Zug
Sinn, Inhalt, Deutung geben?

Es reißt uns mit im Sturmgebraus —
wohin die Fahrt der Erden?
Und doch, wir bauen unser Haus
in dieses ew'ge Werden,

Verankernd und von Anbeginn,
als ob uns nichts vertriebe,
und alles Sein, es hat nur Sinn
durch Liebe, nur durch Liebe.

Margarete Schubert.

Im Lärchenhubel.

Roman von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Es war wieder einmal so weit, daß der Winter ins Land zog. Mit der Decke, die er über die Berge legte, schenkte er der unruhigen Gegend am Goldwang den Frieden. Die Arbeiten wurden eingestellt. Die laute Schar der Karrenschieber, Pöckler und Schaufler hatte sich zerstreut, um bessere Tage abzuwarten. Etliche waren heimgegangen, um im Süden zu überwintern.

Giuseppe hätte sich auch gerne ihnen angeschlossen. Er wurde zurückgehalten und schaute durch ein schmales Gitterfenster im Bezirksgefängnis nach dem grauen Himmel, aus dem die Flocken tanzten. Hier hatte er Zeit, über den Abend nachzudenken, da ihm das Mägdelein über

den Weg gelaufen war. Wie war es nur geschehen? Er wußte nicht wie. Es war über ihn gekommen wie ein Sturmwind. Es hatte ihn mitgerissen, ohne daß er sich wehren konnte.

Schon lange hatten sie im „Lärchenhubel“ keine so stillen Wochen verlebt. Es waren vielleicht die stillsten auf lange hinaus. Man hatte schon davon gesprochen, den Paß, wenn er einmal fertig war, in den Wintermonaten offenzuhalten. Je nachdem sich das Bedürfnis einstellte und der Verkehr hinüber und herüber rege blieb. Wenn immer mehr Sportler einrückten, durch die guten Abfahrten angezogen, lohnte es sich für die Post, die zähen Schneeschneuzer kom-

men zu lassen. Sie schleuderten spielend den meterhohen Mantel körnigen Neuschnees auf die Seite und schafften freie Bahn. Dann mochten die Gäste kommen, die sonnen- und tatenhungrigen Skifahrer wie die Schlachtenbummler, die immer sich gerne da anhängen, wo der große Strom der Mode vorbeizieht.

Sommer und Herbst hatten so manche Aufregungen gebracht, und fast jeden Tag waren neue hinzugekommen, bis der Winter sein unerbittliches: Halt! gebot. Man nahm's bequem und bürdete sich nicht mehr Arbeit auf, als man in gemütlichem Tempo bewältigen konnte. Man wollte den Hannes schonen. Sie teilten sich in die Verrichtungen im Stall, Bauer und Knecht; die Frauen blieben meist zu Hause und nähten und strickten und kochten. Wenn die Küche besorgt war, setzte man sich in die Stube und sorgte dafür, daß der Kachelofen warm blieb. Geredet wurde nicht viel. Neues geschah wenig, und das Alte hatte man sich schon gesagt. So ließ man seine eigenen Gedanken spazieren, und ein jedes hatte ein geheimes Türlein, da sie entschlüpfen.

Begreiflich war, daß Gritli jenen furchtbaren Abend nicht aus dem Kopf bekam. Er war da, wenn die Stricknadeln klapperten, wenn es die Häkelarbeit zur Hand nahm oder die Nadel durch den Rock schickte, der dem Hannes gehörte.

Ja, der Hannes! Wie lange mußte es schaffen, bis es alles abgetragen hatte, was es ihm schuldig geworden! Auf diesen Burschen konnte man sich verlassen. Wo man ihn brauchte, er war immer da. Ja, noch mehr, viel mehr! Er setzte das Leben ein für jeden, der sich in Gefahr befand.

Für jeden?

Hatte er's vielleicht so eilig gehabt, weil er seine Stimme erkannt hatte? Immer, wenn es an diesem Punkte angelangt war, ließ es die Arbeit ein Weilchen liegen und sann und staunte. Es schaute ins Freie und schaute doch nicht. Es sah sich selber im Spiegel, obschon keiner in der Stube hing, und es wußte, daß seine Wangen sich röteten.

Solche Stunden, an denen er wohllebte, waren auch Hannes beschieden. Stundenlang blieb er allein im Stall, wenn auch nichts mehr zu tun war. Er setzte sich aufs Bänklein, stopfte sich eine Pfeife und vergnügte sich an dem Räuchlein, das er zur Decke blies.

Oder an den Luftschlössern, die er baute. Eines war halb in die Wolken gestellt, und doch

berührte es die Erde, denn es konnte Wirklichkeit werden, ohne daß ein Wunder geschah.

Hannes war wieder einmal dabei und zimmerte. Der Bauer Dres hatte die liebe Not mit den Beinen. Die Arbeit fiel ihm von Monat zu Monat schwerer. Es konnte einmal eine Zeit kommen, da ihm auch die geringste zu viel war, und er überlegte sich, was zu machen wäre. Wenn er den ganzen Plunder dem Hannes übergäbe, und Gritli den Hannes heiraten würde? Wie schön hätten sie es zusammen! Die Aufgabe wäre nicht so groß. Sie könnten alles mit eigenen Kräften bewältigen. Die Wiesen im Ebnet fielen weg, und auch zwei, drei Rüche hätten sie weniger. Der Bauer könnte gerade noch tun, was ihn gelüstete. So, wie's der Großvater gehabt hatte. Und Gritli, seine Frau, würd' er auf den Händen tragen. Nein, im Freien müßte, dürste sie nicht mehr schaffen. Höchstens etwa im Garten, um das Gemüse zu besorgen. Sonst blieb sie in der Küche, in der Stube. Die Lisette hülfe natürlich noch mit. Die könnte man nicht wohl entbehren. Auch die Bäuerin bekäm' einen schönen Lebtage. Den Frieden hätten sie alle. Wie herrlich, wie herrlich wär' das!

Ein Hornstoß!

Es war Zeit zum Mittagessen.

Hannes ging ins Haus hinüber und setzte sich hinter den Tisch. Man plauderte.

Gritli ließ eine Karte rundum gehen. Surrli hatte sie geschickt. Er arbeitete auf einem Bureau in Mailand und lernte dabei Italienisch. Geschrieben stand nicht viel, es gefalle ihm gut. Aber gegen den „Lärchenhubel“ komme doch nichts auf, nicht einmal eine ganze Weltstadt.

Man lachte.

Vater Dres meinte: „Hat er wirklich den „Lärchenhubel“ gemeint oder dich, Gritli?“

Um der Frage aus dem Wege zu gehen, nahm es die Karte und legte sie ins Kästlein des Buffets.

„Und Mario. Hat eigentlich Mario nie etwas von sich hören lassen?“, fragte die Mutter.

„Mario steckt in Paris, du weißt doch...?“, antwortete Gritli. „Er hat uns letzte Woche ein Lebenszeichen gegeben.“

Hannes erhob sich. „Ich muß noch Futter rüsten.“

Es war ihm: von den Ingenieuren hätte nicht die Rede sein sollen. Bauleute waren sie schon. Aber sie zerstörten seine Luftschlösser.

Nach Neujahr fiel die große Menge Schnee. Gritli freute sich. Es wußte: nun rückten die Skifahrer an, und es gab wieder allerlei zu tun. Das Wirbeln wollte kein Ende nehmen.

„Wenn's so weitergeht, bekommen wir einen späten Frühling“, sagte eines Tages Hannes zu seinem Meister. „Das Heu wird knapp. Man merkt es, daß die Ebnet-Fuder ausgeblieben sind.“

„Wir werden's nicht anders tun können, als bald einmal zwei bis drei Kühe aus dem Stall zu nehmen“, meinte Dres.

Dem Hannes war's, als würd' man ihm einen Stich in die Herzgegend geben. Aber er sah ein, daß etwas geschehen mußte. „Wer soll denn dran glauben?“

„Ich denke, Falk und Mutschli.“

„Die Armen! Ich hätte ihnen wohl gegönnt, daß sie ihre letzten Jahre noch bei uns verbringen.“

„Sie sind doch die ältesten?“

„Gewiß! Aber just diese beiden haben wir aufgezo-gen. Sie haben sich gut gemacht, und ein paarmal uns sogar Preise eingetragen an den Ausstellungen.“

„Wo sollen wir denn räumen?“

Hannes konnte auch keine bessern Vorschläge vorbringen. Falk und Mutschli! Was für zwei treuherzige Tiere waren das! Sie kannten ihn beim ersten Tritt, den er in den Stall tat. Falk wandte immer den Kopf ihm zu, und Mutschli ließ ein frohmütiges Mäh ertönen. Sie wedelten dazu mit dem Schwanz, wie um Größ-Gott zu sagen. Was für zwei lustige Kälblein waren sie gewesen, und wie hatten sie die Beine vor lauter Übermut herumgeworfen, als sie zum erstenmal ins Freie gelassen worden waren! Und zu trefflichen Kindelein hatten sie sich entwickelt und als solche einmal miteinander einen schönen Sommer auf der Twäralp verbracht. Hannes hatte sie an einem Sonntag besucht und konnte es nicht vergessen, wie sie ihn gleich entdeckt hatten und auf ihn zugesprungen kamen. Auch ziehen hatten sie zusammen gelernt. In denselben Wagen wurden sie gespannt. Freilich, zuerst hatten sie sich recht ungeschickt angestellt, wie zwei Taugenichtse, die lauter Streiche im Kopfe hatten. Falk wollte nach links, Mutschli nach rechts, der eine springen, der andere stehen, und bis sie alle den gleichen Willen hatten und einander verstanden, dauerte es eine gute Weile. Erst an der Drischsel wurden sie die besten Freunde und gewöhnten sich so sehr an-

einander, daß keines ohne das andere auskam. Grausam wär's, sie auseinanderzureißen und in verschiedene Ställe zu geben.

Hannes hatte Mühe, sich mit dem Gedanken abzufinden, daß die beiden Unzertrennlichen bald nicht mehr im „Lärchenhubel“ zu Hause waren.

Im Frühling schrieb sie der Bauer im Blättchen aus, und nun kamen fast jeden Tag Leute, die die Tiere sehen wollten.

Hannes führte die Käufer in den Stall hinüber, tätschelte seine Kühe und rühmte, was er nur zu rühmen wußte. Wenn er aber sah, daß seine Worte Erfolg hatten, wurde ihm schwer, und er verlangte die Versicherung, daß sie es gut bekommen mußten, alle beide.

Dres trieb den Preis nicht in die Höhe. In diesem Punkte verstanden sie sich ausgezeichnet, Herr und Knecht. Viel lieber war ihnen der Bauer, der weniger Dublonen auf den Tisch legen konnte, aber Vertrauen weckte, daß er kein Schinder war und den Tieren etwas gönnte.

Nach langem Hin und Her einigten sie sich auf einen Käufer, der Falk und Mutschli erwarb. Am Tage, als sie vom neuen Besitzer abgeholt wurden, schlich Hannes wie ein Schatten durch den Stall. Er getraute sich kaum, beide ihm so lieb gewordenen Kumpane anzusehen. Wie ein Verräter kam er sich vor. Er redete mit ihnen und sagte ihnen, wie gut sie's bekämen; sie sollten auch zeigen, was sie bei ihm gelernt, und keine Unehre einlegen für den „Lärchenhubel“.

Als es so weit war, daß die Kühe aus dem Stall geführt wurden, traten alle vors Haus, gleichsam, um ihnen Lebewohl zu sagen. Dres kraute ihnen zum letztenmal hinter den Ohren, und alle gaben Falk und Mutschli noch ein gutes Wort, die Mutter, Gritli, und auch Lisette ließ sich nicht nehmen, dabei zu sein.

Den Hannes übernahm es. Er wandte sich ab, als seine lieben Bierbeiner talwärts verschwanden.

Falk schaute immer wieder um, und Mutschli schien zu fragen: was wird mit uns gespielt?

*

Bald darauf wurde mit dem Bau des Hotels im Ebnet begonnen. Man hoffte, bis in den spätern Herbst fertig zu werden, auf alle Fälle bis zum Fest, das zur Eröffnung der Straße über den Goldwang geplant war.

Von neuem wurde es unruhig unten im Ebnet. Aber es gab doch lange nicht die Umtriebe und

brauchte nicht so viel Leute, als der Paß beanspruchte.

Fredi kam nun wieder öfters herauf. Als Leiter der Genossenschaft war er gewissermaßen der Bauherr geworden und trug die Verantwortung für das ganze Unternehmen.

Er brachte nicht selten Architekt und Bauführer mit. Auf dem großen Tisch in der Stube des „Lärchenhubel“ wurden die Pläne ausgebreitet. Man besprach die Unterkellerung, die Anlage des Kühlraumes, eine andere Verteilung des Platzes im ersten Stock. Immer neue Ideen tauchten auf, die eine Verschiebung des längst Festgelegten bedingten. Bei der Abwägung verschiedener Möglichkeiten leistete ihnen die Schiefertafel, die in die Platte des Tisches eingelassen war, die besten Dienste. Architekt Hammer, eine stattliche, einnehmende Erscheinung mit einem kleinen, englisch gestutzten Schnurrbart und einer dunklen Fliege unter der Lippe, war ein gewandter Zeichner, ja, beinahe ein Künstler in seinem Fach. In wenig Strichen warf er mit Kreide seine Gedanken auf den Tisch, wischte sie wieder aus, gab andere zum besten und legte seinem Bauherrn, dem Verkehrsdirektor Zumstein, die Entscheidung anheim, indem er die Vor- und Nachteile jeder Ausführung umschrieb und gleichzeitig die Kostenfrage mit in die Waagschale warf. Da zeigte es sich, daß noch viel Schönes zu machen war. Dann mußte aber mit höhern Kosten gerechnet werden, und die neue Summe überstieg bei weitem den Betrag, den man in Aussicht genommen hatte.

„Herr Direktor, was meinen Sie? Ist Ihnen nicht klar, daß eigentlich die Kleinigkeit dieser Verbesserung noch dazu gehörte? Wir nehmen hier Kacheln statt der nüchternen weißen Wand. Dort fügen wir die Bequemlichkeit einer zweiten Treppe hinzu. An Balkonen haben wir übrigens von Anfang an zu stark gespart.“

Zumstein hatte es nicht leicht. Da stand er zwischen dem Fachmann, der seine Sache ausgezeichnet beherrschte und ihn trefflich beriet, und den Genossenschaftlern, die für den runden Betrag einer Viertelmillion Garantie leisteten. Ob sie ein übriges tun und etliche ihren Beitrag erhöhen wollten, war unbestimmt, und es brauchte neue Arbeit, die einzelnen zu gewinnen, daß sie tiefer in die Tasche griffen.

Nun, er wollte sehen, was zu machen war.

Eines Tages brachte Direktor Zumstein noch einen andern Herrn mit, einen jungen, blühenden

Mann von straffer Haltung, der in der Mitte der Dreißigerjahre stehen mochte. Er hatte weltmännisches Aussehen und war glattrasiert. Die frische Bügelfalte in den graugestreiften Hosen wirkte aufdringlich, wenn nicht herausfordernd in diesem Bauernhaus. Zwei Kulturen, zwei Welten stießen zusammen. Aber die Gegensätze glichen sich erstaunlich schnell aus. Dem Fremden schien es im „Lärchenhubel“ zu gefallen. Denn ehe er den Hut an einen Nagel gehängt und den eleganten Überzieher ausgezogen hatte, hielt er mit der Begeisterung nicht zurück, die ihn seit dem ersten Schritt erfüllte, da er das wahrhaftige Berggut betreten hatte. Er schaute sich in der Bauernstube um und sagte zu seinem Begleiter: „Heimelig, solid, bodenständig! So hab' ich's gern!“

Mutter Zumstein und Gritli waren mit Handarbeiten beschäftigt.

Sie erhoben sich und schauten fragend nach Fredi.

Dieser, mit einem freundlichen Wink auf den Fremden, begann: „Ich stelle euch hier Herrn Werner Buchwalder vor, einen Hotelfachmann, der sich für die Übernahme des Hauses im Ebnet interessiert. Ich darf euch gleich verraten“ — dabei warf der Direktor dem Gast einen verbindlichen Blick zu —, „Herr Buchwalder ist mir von verschiedenen Seiten nachdrücklich empfohlen worden. Er möchte heut einmal die Gegend im allgemeinen kennen lernen und sehen, wo das Hotel „Im Ebnet“ hinkommt. Er wird seine Eindrücke sammeln, wir werden uns näher aussprechen, und es wird sich dann zeigen, ob wir einig werden.“

Frau Zumstein streckte dem Gast die Hand.

Herr Buchwalder gab die seine und hielt die von der Arbeit gezeichneten Finger der Bäuerin einen Augenblick fest. Er schaute ihr in die Augen und tat es in der Begrüßung mit Gritli ebenso. Dann eröffnete er die Unterhaltung und blieb im Mittelpunkt des Gesprächs bis in den spätern Abend.

„Geh, Lisette, hol den Vater, er ist im Schopf“, befahl die Bäuerin der Magd.

Vater Dres kam herüber und erschraf, als er sich unverhofft einem so vornehmen Herrn gegenüber sah. In Hose und Hemd stand er da und wischte sich noch ein paar Hobelspäne vom linken Bein. Er hatte geschreinernt, was seine Freude war, und da er so abseits von den Menschen lebte und die Handwerker nicht immer in erreichbarer



Des Bauern Stolz und Freude.

Photo Feuerstein, Schulz-Darasp.

Nähe waren, wenn er sie brauchte, mußte er manchen Schaden selber ausbessern.

Man saß vor einer Flasche Most von den Bäumen im Ebnet, und Herr Buchwalder fand dankbare Hörer, als er erzählte, wie er sich dem Saftwirtsgewerbe zugewandt und was für Erfahrungen er bereits im In- und Ausland gesammelt hatte.

„Schon von Jugend auf hat mir das ‚Wirten‘ im Kopf gesteckt,“ begann er. „Meine Eltern haben es zwar anders mit mir im Sinne gehabt! Sie führten unweit der Stadt einen kleinen Laden mit Strümpfen und Wollwaren aller Art. Wir beschäftigten auch Leute, die daheim für uns arbeiteten. Alte Weiblein waren darunter und nichtsnuzige Mädchen. Es war nicht immer kurzweilig, sich mit diesen herumzuschlagen, mit den alten und den jungen, denn alle hatten ihre Mücken und Teufeleien im Kopf. Unsere Stammfundschaft verflüchtigte sich von Jahr zu Jahr. Die Stadt fraß uns die besten Käufer weg, so daß unser Geschäft zu einem Betriehlein herabsank,

das für einen unternehmungslustigen Burschen nichts Verlockendes bot. Was trug es ab? Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben, wie man sagt. Als mir's der Vater an einem schönen Tag übergeben wollte, schüttelte ich den Kopf. „Was, du willst nicht!“ schimpfte er. Wochenlang herrschte Kriegszustand bei uns zu Hause.

In dieser kritischen Zeit kam ich auch wieder einmal in die Stadt. Mit einer Arbeiterin hatte ich einen Ärger gehabt. Den schwemme ich hinunter, sagte ich mir, und trat in die nächste Wirtenschaft. Viel Volk saß drin, man aß und trank. So ein Kneiplein wär' nicht übel, dachte ich. Der Wirt ging von Tisch zu Tisch und unterhielt sich mit den Gästen. Er kannte die meisten. Aufgeregt sprach er auf sie ein. Etwas Besonderes mußte ihn beschäftigen. Ich spitzte die Ohren. Er war mit seiner Gesundheit am Ende. Verkaufen, verpachten, wenn ihnen das Leben lieb ist! hatte ihm der Doktor gesagt. Schade um alles! klagte er. Wenn da ein Junger, der etwas verstünde, den „Sternen“ in die Hand bekäme, der könnt'

sich ein Auskommen schaffen. Und wenn einer nur guten Willen hätte und ein bißchen Grüz im Kopf, ich hätt' ihm bald alles gezeigt, in der Küche wie im Keller.

Als der Wirt nun bei mir angelangt war, bat ich ihn um nähere Auskunft. Ich sagte ihm, daß ich Interesse hätte und mit meinen Eltern reden möchte. Es brauchte manchen Abend, bis ich ihnen auseinandergesetzt hatte, was mir vorschwebte. „Ein Pintenwirt!“ höhnte der Vater, und die Mutter schlug die Hände überm Kopf zusammen. Aber als ich ihnen vorrechnete, was ich nach den Angaben des „Sternen“-Inhabers verdienen konnte und den Jahreserlös ihres Lädchens daneben hielt, verstummten sie eine Weile, fanden sich aber noch lange nicht zurecht. Dann nahmen sie selber einen Augenschein vor im „Sternen“ und ließen sich noch einmal alles erklären. Man wies ihnen die Rechnungen und Bücher vor. Jetzt war das Eis gebrochen. Ich trat in den „Sternen“ ein und hatte viel zu lernen. Es war eine strenge Zeit. Überall war ich dabei, bei Kellergeschäften, beim Gemüserüsten. Der Wirt nahm mich mit, wenn er das Fleisch einkaufte, erklärte mir die Stücke, zeigte mir, wie man briet und sott und wie man die feinen Saucen machte und die guten Desserts. Zuerst glaubte ich, daß ich das nie lernen würde. Aber es ging. Ich hatte mir's leichter vorgestellt.

Es war eine Lehre sozusagen auf der Schnellbleiche.“

Vater Dres schenkte dem Erzähler wieder ein.

Gritli war begierig, wie's weiterging. Beim Kuckuck! So etwas hätte ihm auch gefallen. Schon oft hätt' es den Wintergästen gern etwas mehr vorgefetzt als nur den Tee. Und dem Vater gegenüber hatte es einmal die Bemerkung fallen lassen: „Wenn wir ein Patent nähmen!“ — „Der ‚Lärchenhubel‘ soll eine Schenke werden,“ hatte er gegetert, „bist du bei Trost?“ Seitdem war sein geheimer Wunsch nie ganz zur Ruhe gekommen.

Buchwalder fuhr weiter in seinem Bericht. „Ich lernte also Kochen. Ich war in alles eingeweiht, was auch die Kundschaft und den Service betraf. Ich fühlte meinen Gästen auf den Zahn und hatte bald heraus, was jeder bevorzugte. Sie verlangten nichts Außergewöhnliches. Es waren einfache Leute. Nur selten einmal kam ein Feinschmecker und schraubte seine Wünsche höher. Hoppla! Er sollte haben, wonach ihn gelüstete, und langsam wurde es in der Stadt be-

kannt, daß man im „Sternen“ um bescheidenes Geld einen wundervollen Fisch bekam.

Ich wirtschaftete nun auf eigene Rechnung. Am Mittag und Abend waren die Tische gut besetzt. Um sechs Uhr kamen ein paar Stammgäste zu einem Schoppen, und fast an jedem Wochentag fand sich eine andere kleine Gesellschaft zu einem gemütlichen Hoch zusammen, am Dienstag die Turner, am Mittwoch die Säger der Liedertafel, am Donnerstag wurde gefegelt und zu allen Zeiten gejaßt.

Dann verkaufte ich den ‚Sternen‘.“

Man horchte auf, man konnte den erfolgreichen Gastwirt nicht begreifen.

„Ich will Ihnen etwas verraten“, bemerkte Buchwalder und spannte das Interesse seiner Hörer noch stärker. „Wenn man aus einem Geschäft etwas lösen will, muß man's losschlagen, wenn's in der Blüte steht.“

„War's nicht schade, daß Sie's preisgaben?“, meinte Vater Zumstein.

„Ich brauchte Geld, ein gutes Sümmlin Geld.“

„Wozu?“

„Ich wollte höher. Hotelier wollte ich werden. Ich mußte auch noch in die Welt hinaus, an die Riviera, nach Paris, nach London. Neben dem Hotelbetrieb galt es Sprachen zu studieren!“

„Da sind sie nun überall gewesen?“, fragte Direktor Zumstein.

„Bien sûr! Si Signore! O yes!“; scherzte Buchwalder. „Mein halber ‚Sternen‘profit ist dabei draufgegangen. Denn die eine und andere Erfahrung mußte teuer bezahlt werden. Da ist man froh, wenn man nicht auf dem Trockenen sitzt und etwas zuschießen kann!“

„Sie wären also jetzt in der Lage, selber ein Hotel zu leiten?“

Werner Buchwalder rieb sich die Hände, lächelte und machte vor Direktor Zumstein eine leichte Verbeugung. „Überall habe ich in die Betriebe hineingesehen, da und dort den Chef ersetzt und die Gewißheit gewonnen, daß ich nun selber an die Spitze eines Hotels treten könnte. Es trieb mich nach Hause, um zu suchen, ob nicht irgendwo ein passender Posten frei würde. Sie erinnern sich, Herr Direktor, wie ich eines Tages mit diesem Anliegen in Ihr Bureau getreten bin.“

„Sie haben uns die nicht alltägliche Geschichte Ihres Aufstieges erzählt“, sagte Zumstein. „Ich danke Ihnen dafür. Sie haben heute nun auch einen Blick in die Umgebung des Goldwang ge-

worfen und früher schon in die Pläne unseres Hotels. Da fragt es sich jetzt, ob Sie Lust hätten, zu uns zu kommen."

Buchwalder betonte mit Nachdruck: „Ich bin inzwischen in die Jahre gekommen, da man gerne seßhaft wird. Die Lehr- und Wanderzeit ist vorbei. Man möchte den Beweis leisten, daß man sich in seinem Berufe auskennt. Das Hotel im Ebnet zu übernehmen wäre mir eine Freude."

Direktor Zumstein nahm diese Anmeldung gerne entgegen. Dann bemerkte er, da er mit offenen Karten spielen wollte: „Es sind in letzter Zeit noch andere Anwärter aufgetaucht, mit guten Ausweisen; einer hat schon selber ein Berghotel in der Schweiz geführt, ein anderer war Besitzer, hat Unglück gehabt und würde nun gerne in ein Geschäft stehen, das ihm eine fixe Summe garantiert."

„Sie werden nun entscheiden müssen, Herr Direktor. Ich kann Ihnen nur sagen: ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen, wenn meine Bewerbung nicht umsonst gewesen wäre", fügte Buchwalder mit Nachdruck hinzu.

„Der Entscheid liegt nicht einzig bei mir", erwähnte der Direktor. „Wir werden in der Genossenschaft bald über die Wahl unseres Leiters schlüssig werden müssen."

„Es wundert mich jetzt nur eins", bemerkte die Bäuerin und wandte sich Buchwalder zu.

„Das wäre?"

„Wie ist's mit dem Geschäft Ihrer Eltern gegangen?"

„Das hat ein bedenkliches Ende genommen. Ein älteres Fräulein kaufte es. Es verstand aber nicht, mit den Leuten umzugehen. Nach zwei Jahren war's fertig. Meine Eltern haben auch noch Verluste erlitten. Froh bin ich, daß ich das Schiff verließ, eh es sank."

Direktor Zumstein schaute an die Uhr. „Wir müssen uns sputen. Bis wir in Kirchmatten sind, wird's höchste Zeit."

Man nahm Abschied.

Vater, Mutter und Gritli traten mit den Gästen vors Haus und gaben ihnen hier noch einmal die Hand. Dann zogen sie sich in die Stube zurück.

„Ein charmanter Herr", sagte die Mutter.

„Mir gefällt er auch," bestätigte der Vater.

„Der versteht seine Sache", rühmte Gritli, „und da er so ganz von außen und unten hergekommen ist und die ganze Stufenleiter bis zum Chef aufsteigen mußte, ohne ein paar Sprossen über-

springen zu können, besitzt er nicht nur Kenntnisse, sondern eben Erfahrungen, die bedeutend mehr wert sind."

„Fredli sollte ihn nicht fallen lassen", meinte der Vater.

„Hoffentlich nicht", pflichtete die Mutter bei, und Gritli lachte: „Ich will ihm den Daumen halten." — — —

Der Bau des Hotels machte gute Fortschritte. Die Fundamentierungsarbeiten waren beendet. Nun das Haus aus dem Boden herausguckte, wuchs es behend empor. Architekt Hammer und der Bauführer sorgten dafür, daß nichts ins Stocken kam.

Eines Tages fuhr vor dem „Lärchenhubel" ein schönes, blitzblankes Auto vor. Gritli arbeitete just im Garten. Es schaute auf und erwartete mit Spannung, wer ihm entsteige. In der Eile hatte es verpaßt, zu erkennen, wer am Steuer saß. Jetzt flog die Türe auf, und ins Freie trat Onkel Fredi.

Das Mägdlein sprang ihm entgegen. „Du hast einen Wagen, Onkel?"

„Es ging nicht mehr anders. Bei der starken Inanspruchnahme nach allen Richtungen kam ich nicht nach, und bis man bei euch ist, braucht's eine Heidenzeit. Ein Fuhrwerk ist in Kirchmatten zudem nicht mehr aufzutreiben, oder dann dauert's eine Ewigkeit, bis alles gerüstet ist."

Nun trat auch der Bruder Dres dazu: „Boß tausend, der Weizen blüht, scheint mir."

Fredi wehrte sich. „Es ist kein Luxus, wenn ich zum Auto übergegangen bin. Jetzt erledige ich an einem Tag das Drei- bis Vierfache von früher. Was denkt ihr! In der Stadt hab' ich heut schon drei Geschäfte ins Reine gebracht, sie riefen mich nach Kirchmatten, der Straße wegen. Im Ebnet mußte ich nachsehen wegen des Baues, und auch mit euch habe ich noch eine dringende Angelegenheit zu besprechen."

Dres blickte fragend nach seinem Bruder. „Komm nur herein!"

Es ereignete sich, was der Bauer im stillen längst befürchtet hatte. Das Geld für den Bau reichte nicht. Ein jeder der Beteiligten sollte eine Nachzahlung leisten.

Der Bauer hüstelte. „Das ist eine verflixte Sache", sagte er. „So kommt man mehr hinein, als einem lieb ist."

Man setzte sich um den Tisch.

„Ihr habt es selbst gehört, was neulich der

Architekt gesagt hat. Da, auf diese Tafel hat er's euch gezeichnet."

"Ich meine halt, wenn etwas beschlossen ist, sollte man sich nach der Decke strecken."

"Beim Bauen darf man nicht knauserig sein. Sonst soll man lieber nicht anfangen."

"Es wär' mir auch bald lieber — unter diesen Umständen — es wäre alles beim Alten geblieben."

Fredi spürte, daß er's nicht leicht hatte. Jetzt versuchte er, seinen Bruder von einer andern Seite zu nehmen. „Du hast ja mit dem Land im Ebnet unten einen schönen Schnitt gemacht.“

„Einen Schnitt, sagst du!“ und Dres lachte höhnisch dazu, „wo ihr mir Baken um Baken abgemarktet habt, bis zuletzt von einem Verdienstklein nicht mehr die Rede sein konnte. Mit dem guten Gras und Heu ist's vorbei, die Kühe sind fort. Am Milchgeld spür' ich's bei jeder Zahlung.“

„Wir haben dich ausbezahlt, das ist uns auch anzurechnen.“

„Nun soll ich mit der Linken wieder geben, was ich mit der Rechten eingenommen habe, und noch einen Wisch dazu, das sind mir heitere Geschäfte! Weißt du, was der Großvater sagen würde?“

„Selbstverständlich! Der Großvater würde nein sagen. Er gehörte auch einer Zeit an, die vorbei ist. Mit den alten Verhältnissen müssen wir uns abfinden. Auf die neuen Verhältnisse müssen wir uns einstellen.“

Hannes unterbrach die unangenehme Auseinandersetzung. „Ich komme mit meinem Wagen nicht vorbei. Könnten Sie Ihr Auto etwas beiseite stellen, Herr Zumstein?“

Fredi schaute sich um und musterte den Knecht mit herausfordernden Blicken. Er hätte ihm schon längst gerne einmal ein Tüchtiges ausgewischt. Dazu wandte er sich dem Bruder zu: „Wie habt ihr's eigentlich bei euch, das möchte ich doch gerne wissen: Richtet sich der Knecht nach dem Herrn, oder der Herr nach dem Knecht?“

Hannes hatte gleich gemerkt, wie's gemeint war. Er bekam einen feuerroten Kopf, schlug die Türe hinter sich zu, daß es krachte, und verschwand über die Treppe.

Gritli schaute ihm erschrocken nach.

Dres erhob sich, um zu prüfen, wie's draußen stand. Fredi folgte ihm nach.

Dann bemerkte der Bauer: „Der Hannes hat

recht; mit deinem Wagen versperrst du den ganzen Weg.“

Fredi schlüpfte ans Steuer, schimpfte eines vor sich hin und fuhr weg.

Dann zogen sich die Brüder wieder in die Stube zurück.

Fredi setzte die Verhandlungen fort: „Die andern Gesellschafter haben sich entschlossen, ihren Beitrag zu erhöhen.“

„So hinken wir halt hintennach“, erwiderte Dres in spöttischem Tone.

„Ihr bringt mich in schöne Verlegenheit. Der Bau gerät ins Stocken. Der alte Plan, das haben wir immer deutlicher gesehen, ist nur etwas Halbes. Da sollen wir noch einen guten Direktor bekommen!“

„Habt ihr schon eine Wahl getroffen?“

„Herr Buchwalder ist bestimmt worden. Ihr kennt ihn ja. Wenn er aber hört, daß es beim ersten Projekt bleibt, zweifle ich sehr, ob er die Wahl annimmt.“

„Herr Buchwalder im Ebnet, das ist schon gut“, sagte die Bäuerin.

Gritli klatschte Beifall.

Dres begann zu rechnen. Es wollte und wollte nicht stimmen. „Bierzigtausend Franken haben wir schon drin. Jetzt kämen noch zwanzig hinzu.“ Er schüttelte den Kopf: „Wir können's nicht beantworten!“

„Wirklich nicht?“, fragte die Mutter. „Du mußt es wissen.“

„Es wäre schon hübsch, was der Onkel noch will. Wir bekämen ein Hotel, an dem niemand etwas auszusetzen hätte“, bemerkte Gritli.

„Die Frauen sind wieder einmal klüger als der Mann“, schmeichelte Fredi.

„Dafür sehen sie nicht über den Gartenhag hinaus“, gab der Vater zurück.

Fredi drängte auf eine Entscheidung. „Morgen findet die Besprechung statt mit den andern Beteiligten. Eine höhere Rendite käm euch natürlich auch zu gut. Die modernen Hotelgäste sind verwöhnt. Sie zahlen recht, kommen aber nur dahin, wo die neuesten Bequemlichkeiten geboten werden.“

Dres machte sich eine Überlegung: am Ende müßten wir dann schuld sein, wenn die Zimmer nicht besetzt würden. Er fühlte, daß er in der Klemme saß. Aber das Geld, das viele Geld!

Fredi ließ noch einmal alle seine Überredungskünste spielen und förderte immer neue Gründe zutage. Die Frauen schienen, da nun Herr Buch-

walder zum Direktor gewählt war, mehr auf die Seite Fredis zu neigen. So sagte der Vater, wenn auch schweren Herzens, der Gesellschaft den Zuschuß von 20 000 Franken zu.

Als das Geschäft abgeschlossen war, fuhr Zumstein davon. Eine Weile hatte er nicht mehr daran geglaubt, daß er erreichte, was er im Sinne hatte.

Beim Nachtessen wurde heute nicht viel gesprochen.

Gritli bemerkte, daß Hannes sich noch nicht beruhigt hatte.

„Der Onkel ist heut etwas aufgeregt gewesen“, sagte es, um ein Gespräch in Gang zu bringen.

„Er hat zu viel angehängt“, bemerkte der Bauer.

„So könnt' es einem verleiden,“ schimpfte der Knecht und warf Messer und Gabel über den Tisch hin, daß es klirrte.

Die Bäuerin und Gritli blickten verwundert

nach ihm. So hatten sie den Hannes noch nie gesehen.

„Wenn ich ihm nicht recht bin, soll er's sagen.“

„Ich hab' ihm ja deutlich zu merken gegeben, daß er im Unrecht war“, suchte der Bauer seinen Knecht zu beruhigen.

„Man hat ihm nicht viel angemerkt. Angeschaut hat er mich, als wollt' er mich durchbohren. Nicht das erstemal ist's gewesen. Eine solche Behandlung laß ich mir von dem ‚vornehmen Herrn Direktor‘ nicht mehr gefallen. Punktum und basta!“ Hannes erhob sich, schob den Stuhl unter den Tisch, daß es ein lautes Poltern gab, und verließ die Stube.

„Hannes hat heut keinen guten Tag“, nahm ihn Gritli in Schutz, und es gedachte, ihm ein freundliches Wort zu geben. Es wollte mit ihm reden. Hatte ihn die Krankheit so verändert? Es war ihm auch neu, daß er so ungeduldig werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Himmelsnähe.

In meiner Firne feierlichem Kreis
Lag' ich am schmalen Felsengraste hier,
Aus einem grünerstarrten Meer von Eis
Erhebt die Silberzacke sich vor mir.

Der Schnee, der am Geklüfte hing zerstreut,
In hundert Rinnen rieselt er davon,
Und aus der schwarzen Feuchte schimmert heut
Der Soldanelle zarte Glocke schon.

Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,
Er stäubt und stürzt, nun rechts, nun links verweht,
Ein tiefes Schweigen und ein steter Schall,
Ein Wind, ein Strom, ein Atem, ein Gebet!

Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heif'rer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff,
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei.

E. F. Meyer.

Island von heute.

Island — das ist das Land in der Ferne. Das Land der Mitternachtssonne im Sommer und das des Polarlichtes im Winter, das Land mit Vulkanen, Lavawüsten, Gletschern und heißen Quellen. Island ist das Land, das mehr als zwanzig tätige Vulkane hat, und eine Lavafläche, die beinahe einen Drittel der Gesamtfläche der Schweiz ausmacht. Island ist mehr oder weniger mit Gletschern bedeckt, darunter ist auch der größte Gletscher Europas, der 10 000 Quadratkilometer groß ist. Tausende warme und heiße Quellen findet man überall in Island — sogar mitten in den Gletschern. „Geyfir“, eine Springquelle im Südwesten Islands, ist die bekannteste Springquelle der Welt. So ist Island — das Land, wo die schneebedeckten Gipfel der Berge das unbändige Feuer in ihrem Innern verbergen — ein Land der un-

geheuren Naturgewalten und der großen Gegensätze zwischen Feuer und Eis.

Die ersten Besiedler Islands, es waren Norweger, brachten Pferde, Schafe, Rühе, Schweine, Ziegen, Hühner und Gänse mit und trieben Landwirtschaft. Diese und ein wenig Fischfang waren sozusagen die einzigen Erwerbszweige der Isländer bis zur letzten Jahrhundertwende.

Es ist anders gekommen. Auch der Isländer flüchtet vom Lande — er flüchtet in die Dörfer und Städtchen an der Küste. Die Landwirtschaft ist ihm zu mühselig, weil der Boden so karg ist. Das Meer aber ist eine wahre Goldmine, wenn man sie richtig auszunützen versteht. Viele hundert Jahre trieb man die Fischerei mit kleinen Ruderbooten — aber nur als eine Nebenbeschäftigung der Landwirtschaft. Diese Zeiten gehören der Vergangenheit an. Nach der letzten Jahr-